

Prolog

»Der Vermesser kommt zum zu Vermessenden, um dessen Maße abzumessen.
Der zu Vermessende will nicht vermessen werden und ist mit aller Vermessenheit entschlossen, sich nicht von einem Vermesser vermessen zu lassen.
Der Vermesser will messen, muß messen, denn wenn ein Vermesser nicht misst, ist er kein Vermesser, so ist das Vermessen für ihn keine Ermenssfrage, es ist eine Identitätsfrage.

Er muß den in seiner Vermessenheit sich Weigernden ausmessen, seine Maße aufnehmen, denn sonst gerät alles aus seinem Maß.

Wie kann sich der zu Vermessende anmaßen, sich nicht vermessen zu lassen?

Das Maß ist immer noch das Maß aller Dinge, und wer sich nicht vermessen lässt, ist in einer unerlaubten Weise maßlos vermessen, er macht sich zum Maß aller Dinge.« [Albrecht, Roland: *Wenn der Vermesser in Vermessenheit auf einen zu Vermessenden trifft*. Ein Drama. 2000:13-14]

»Das Maß ist der Anfang und das Ende« – so parodiert der Künstler und Direktor des *Museums der unerhörten Dinge* Roland Albrecht den Vorgang des Vermessens. In seinem zynischen Drama kommen das Handbuch »Der Vermesser«, der vorgesetzte »Obervermesser« und schließlich die pure Gewalt – durch das »Eindrischen« mit dem Messstock auf den zu Vermessenden – zum Einsatz, um eben jenen Widerstand zu brechen. Albrechts Karikatur zieht den hoffnungsfrohen Schluss, »daß bis heute das Maß aller Dinge noch nicht gefunden und ein unermeßlicher Rest geblieben ist.«

Diese Studie behauptet, dass es das Maß gibt und gleichwohl nicht gibt. Sie widmet sich den Fragen, wie es als Zusammenspiel aus Zahlen, Einheiten, Buchstaben, AkteurInnen, Materialien und Techniken entsteht und wofür es geltend gemacht wird. Allzu oft beansprucht es in der Tat, das Maß aller Dinge zu sein. Gleichwohl die Vorstellungen vom Maß historisch und kulturell höchst unterschiedlich ausfallen, so ist es Anliegen dieser Arbeit, den normativen und machtvollen Gehalt des Maßes aufzuzeigen. Dabei geht es nicht nur um die Analyse der Herstellung von geschlechtlicher Identität des Vermessers und der zu Vermessenden, sondern vielmehr auch um die geschlechtsspezifischen Codes des Maßes selbst, die sich im Wissen über Mensch und Körper wirkmächtig fortschreiben. Für die Untersuchung dieses Vorganges habe ich einen Weg gewählt, der den Zahlzeichen und deren Konstitutionen folgt. Interessanterweise mussten sich die Zahlen offenbar ihrer Materialität bzw. »ihres Körpers« entledigen, um als Wissen erzeugende Instanzen zur universalen Sprache der Wissenschaften des 19. Jahrhunderts zu reüssieren. Erst in dieser Konzeption scheinen sich die abstrakten Zahlzeichen evident für die Praktiken der Vermessung zu erweisen, mit denen sie wiederum auf den Körper appliziert und – teils gewaltsam – in ihn selbst zurückgebracht werden.

Die Studie diskutiert nicht nur Zäsuren des Maßwerdens, sondern sucht auch den Widerständen und Weigerungen gerecht zu werden. So hoffe ich, dass gerade auch die Eigensinnigkeiten des Materials, die Höhen und Tiefen beim Forschen, Ordnen, Zweifeln, Schweigen

und Schreiben im Text sichtbar geblieben sind. Dieser spannungs- und reibungsvolle Entstehungsprozess wäre ohne den produktiven Forschungszusammenhang des Graduiertenkollegs »Geschlecht als Wissenskategorie«, angesiedelt am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin, an dem ich ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhielt, nicht möglich gewesen. Ich danke in erster Linie meinen BetreuerInnen Christina von Braun und Volker Hess, die sich auch von einer maßlos vermessenen ersten Konzeption meines Dissertationsprojektes nicht abschrecken ließen und mich sehr darin unterstützten, »meine« Geschichte zu entwickeln. Weiterhin möchte ich allen KollegiatInnen des Graduiertenkollegs danken – vor allem Claudia Brunner, Claude Draude, Konstanze Hanitzsch und Anke Langner –, die mir mit Interesse, Kritik, Rat, Ideen und viel Empathie über die Abgründe der Zahlen und Buchstaben hinweghalfen. Sehr wertvoll waren die kritischen Kommentare von Astrid Deuber-Mankowsky, Dorothea Dornhof, Sebastian Gießmann, Ellen Harlizius-Klück, Herbert Mehrrens, Elvira Scheich und Silke Wenk – herzlichen Dank! Viele weitere Menschen haben zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen: Peter Gerlach mit seiner umfassenden digitalen Enzyklopädie der Proportionsstudien; Wolfgang Herbrandt mit zahlreichen Hinweisen zur Geschichte der Mode und Konfektion; Franziska Gilbert und Christine Scharlach mit ihren mathematischen Kenntnissen, Sarah Dornhof, Isabelle von Marschall, Aline Oloff, Anne Vassevière und Stéphanie Vauléon mit Übersetzungen der französischen Originaltexte sowie viele engagierte MitarbeiterInnen der Bibliotheken, Sammlungen und Archive. Ihnen und allen nicht namentlich erwähnten HelferInnen, die sich in mein Thema eingedacht haben, sei herzlichst gedankt.

Mein größter Dank gilt Jennifer John, die alle meine Texte mit ihrem klugen Blick kritisch durchgesehen und viele Baustellen mit abgebaut hat, und Susanne Schmidt, die – selbst in Buchstaben verhängen –, so manchen Ausweg aus dem Gewimmel wusste. Besonders innig bedanke ich mich bei Martin Ciesielski, Jona Döring, meinen Eltern und Familie sowie meinen Freunden, die mir mit Umsicht, Noteinsätzen und Gesprächen zur Seite standen.

Für die großzügige Finanzierung der Drucklegung richte ich meinen außerordentlichen Dank an die Andrea von Braun Stiftung, für die engagierte Gestaltung an Meike Winters sowie für die Betreuung der Publikation an die MitarbeiterInnen des Kulturverlages Kadmos.

Daniela Döring



Inhalt

1	Einleitung – Mittelmaß und Durchschnittstypen	14
1.1	Datensätze Körper und Wissen – Arbeitsthesen	15
1.2	Ordnung und Lücken der Zahl – Forschungszugang	20
1.3	Maß und Messen – Begriffs- & Analysewerkstatt	23
/	Dispositive der Zahl-Körper	23
//	Zahl und Geschlecht	25
2	Ausgangsargument – Von der Materie zum Zeichen – und zurück	28
2.1	Zahl als Zählen	29
2.2	Zahl als Calculus: Rechnen	32
2.3	Alphabet der Ziffern	34
2.4	Weben & »binäre Mathematik«	37
2.5	Zeugende Zahlen	38

3	Ideal und Mittelmaß – Das Konzept der »mittleren Größe« in den Proportionsstudien Johann Gottfried Schadows	40
3.1	Kunst- und kulturhistorische Wissensräume um 1800	42
/	Akademie der Künste – Lehrstücke der »Berliner Klassik«	42
//	Ästhetische Ansätze – Natur/Charakter	44
3.2	Zur Wachstumssemantik	48
/	Historisierung und Kanonisierung in der bildenden Kunst	48
//	Exkurs – Der Kanon des Polyklet	50
///	Historisierung des Menschen – Johann Daniel Preißler	55
3.3	Zwischen Linie und Zahl	62
/	Mathematisches/Geometrisches	63
//	Die Sicherheit der »wirklichen Naturgröße«	63
///	Proportionales/Relationales	64
3.4	Zur Topografie des Kopfes	65
/	Der Kopf zwischen Maß und Porträt	65
//	Phrenologische »National-Linien«	70
3.5	Zum Werden der »mittleren Größe«	92
/	Die »richtigen Maße«	92
//	Vermessung von Kindern	93
///	Einheit des Mannigfaltigen	97
////	»Canon la femme commencée«	98
/////	Zurück zum Kopf	99
//////	Jenseits des Kanons	100
3.6	Resümee	101

4	Durchschnitt und »Normalzustände« – Das Theorem des »mittleren Menschen« in den Statistiken	108
	Adolphe Quételets	
4.1	Kulturhistorische und wissenschaftliche Orte	110
/	Vom Zufall zur Wahrscheinlichkeit	110
//	Die Entstehung statistischen Wissens	111
///	Risiko & (Ver-)Sicherheit	113
4.2	Quételets Soziale Physik	115
/	Prinzip der Erhaltung – Störende Kräfte	115
//	Kosmos der Natur	117
///	Mittelpunkt Mensch	118
4.3	Die Konstruktion des »mittleren Menschen«	119
/	Durchschnitt und Wahrscheinlichkeit	119
//	Die Fehlerkurve am Körper	121
4.4	Das »Gesetz des Wachstums«	123
/	Rekurs auf Schadow	124
//	Geburt des Prinzips	126
///	Formel & Kurve	128
////	Im Bild: Einheit des Diversen	134
/////	Das binomiale Gesetz	137
4.5	Un(ver)gleichungen Absolute Proportionalitäten	141
/	»Grosse Männer«	142
//	Fruchtbarkeit der Zahl/Statistik	143
4.6	Resümee	144

5	Ideal und Ambivalenz – »Fräulein Gelbsterne« als »Normalfigur« der Konfektion	146
5.1	Kulturhistorische und wissenschaftliche Wurzeln	148
/	(Berliner) Anfänge – Mode & Konfektion	148
//	Alte und neue Ordnungen – Demokratisierung und Differenz	151
///	Die Uniformierung des »bunten Rockes«	152
5.2	Schnitt- und Maßsysteme im Übergang zur Konfektion	154
/	Aus dem Wissen der Schneiderei	155
//	Proportionale Verfahren des Zuschnitts	156
///	Corporismetrische Verfahren des Maßnehmens	160
////	Das »richtige« Maßnehmen	162
/////	Schnellmesssystem – Daten: »weniger ist mehr«	164
5.3	Die Entstehung der »Normalmaße«	166
/	Erfahrungs- und Durchschnittswerte	166
//	Normal – Ideal	167
///	Normal – Abweichend	168
////	Das ungleichmäßige Wachstum	172
5.4	Geschlecht und Differenzen der Größensysteme	174
/	Männliche Konfektion: Die Zahlen Leinwebers	174
//	Weibliche Konfektion: Die Maße der »Sterngrößen«	178
///	Die »Sterngrößen« als Bild und Metapher	179
////	Die Praktik der »Probiermamseln«	187
5.5	Die literarische und symbolische Figur »Gelbsterne«	188
/	<i>Gelb-Sterne</i> – Mord oder Eh(r)e	188
//	<i>Gelbsterne. Eine Grotteske in 3 Akten</i> – Geld oder Liebe	190
///	<i>Konfektion</i> – Widerstand der »Heiligen«	193
////	<i>Puppchen Gelbsterne</i> – Verkindlichung & Sexualisierung	196
/////	<i>Gelbsterne</i> – Emanzipation: Alles Theater?	197
/////	Form- und Farbsymbolik des gelben Sterns	199
5.6	Resümee	203
6	Fazit – Berührungslose Zahlen?	206
7	Abbildungsverzeichnis	212
8	Bibliografie	218

Einleitung Mittelmaß und Durchschnittstypen

Arbeitsthesen Datensätze Körper und Wissen

»Willst du denn deine Geschenke nicht aufmachen?«, sagte Erica. Er nickte zu den Stapeln hin, sah wieder zu uns herüber und sagte mit klarer, lauter Stimme:

»Wie kommt die Zahl in mich rein?«

»Die Zahl?«, sagte ich.

»Vier.« Seine braunen Augen weiteten sich.

Erica streckte die Hand über den Tisch und legte sie auf seinen Arm. »Tut mir Leid, Matty, sagte sie, »aber wir verstehen nicht, was du meinst.«

»Vier werden«, sagte er. Ich hörte ihm die Dringlichkeit an.«¹

Am Anfang dieser Studie steht das Erstaunen über die Trennung einer verborgenen Beziehung: jener von Körper und Zahl. In Siri Hustvedts Roman *Was ich liebte* scheint Matty sein Lebensalter – vier Jahre – als eine Zahl (nicht) zu begreifen, da er sie noch außerhalb oder schon innerhalb seines Körpers vermutet. Der Transfer zwischen Zeichen und Körper bleibt hier im Dunkeln. Wenn Kinder zählen lernen, nehmen sie mit Liedern oder Reimen die Hände zur Hilfe. Im Laufe des Erwachsenwerdens verschwindet diese Verbindung, die Fähigkeit des abstrahierenden Zählens wird verinnerlicht und einverleibt. Damit geht eine merkwürdige Abwertung des haptischen Zählens einher, das in das kindliche Reich verwiesen wird.

Nun ist dieser Vorgang nicht nur ein historisches und wissenstheoretisch verwurzeltes, sondern auch ein vergeschlechtlichtes Phänomen. Die Zahl wird nämlich ausgerechnet im 19. Jahrhundert erwachsen. In dieser Zeit wird sie für die messende Beschreibung des wachsenden und geschlechtsspezifischen Körpers aktiv und entledigt sich zugleich ihrer Körperlichkeit. Sie rückt aus dem haptischen Zählprozess in jenen Bereich des Wissens, das sich wissenschaftlich – weil höchst unkörperlich – konstituiert. Der Körper selbst aber wird zum

Forschungsobjekt des 19. Jahrhunderts und sein »Geschlecht« mit dem Argument einer vermeintlich biologischen und leiblichen Differenz verschaltet.² Diese Spaltung markiert die Episteme als eine dichotome Ordnung, die über universale und objektive Zahlzeichen neue Bilder, Modelle und Maßstäbe im Wissen erzeugt.

Das 19. Jahrhundert ist durch eine ganze Reihe von Formalisierungs-, Quantifizierungs- und Verdichtungsprozessen geprägt.³ Die Wissenschaften werden von einer Zahlenlawine überflutet.⁴ Wolf Lepenies hat den Wandel in der Wissenschaftsgeschichte als einen Prozess der Beschleunigung, Verzeitlichung und zugleich Enthistorisierung beschrieben, der aus der Dynamik eines enormen Wissenszuwachses heraus entsteht.⁵ Die Zahl scheint mit ihrer Möglichkeit der Linearisierung und Operationalisierung nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine strukturelle Organisation des Wissens zu versprechen. Indessen tritt sie mit ihrem Reservoir an Unendlichkeit in das Wissensgefüge und erzeugt ein unersättliches Begehren nach immer größeren und umfassenderen Datensätzen. Die veränderten

¹ Hustvedt, Siri (2003), S. 77.

² Siehe z.B. Schiebinger, Londa (1995); Honegger, Claudia (1991); Laqueur, Thomas (1992).

³ Studien, die sich Formalisierungs- und Vermaßungsprozessen widmen und Hintergrund dieser Arbeit bilden, sind z.B. Hacking, Ian (1992); Gigerenzer, Gerd (1999); Link, Jürgen (1996); Jorland, Gerard (2005); Hess, Volker (1997) und (1999); Brock, Cornelius (2005); Krämer, Sybille (1988) und (1991).

⁴ Vgl. Hacking, Ian (1992), S. 5.

⁵ Vgl. Lepenies, Wolf (1976).

⁶ Vgl. Krämer, Sybille (1991), S. 3; siehe auch Foucault, Michel (1974), S. 413ff. und Foucault, Michel (1993), S. 111ff.

Ordnungs- und Wissensstrukturen sind davon gekennzeichnet, dass der Begriff der mathematischen Erkenntnis zum epistemologischen Instrument und Ideal wird.⁶ Es entsteht Wissen, das »zählt«. Zugleich rückt nicht nur der Körper ins Zentrum der (Human-) Wissenschaften, sondern auch das menschliche Wachstum selbst. Diese imaginäre Begegnung von Körper und Zahl ist zunächst eine skeptische:

»Die Wissenschaft vom Menschen beschäftigt sich mit einem allzu komplizierten Gegenstand, sie umfaßt eine Vielheit allzu verschiedener Fakten, sie behandelt allzu viele und subtile Elemente, als daß sie den unermeßlichen Kombinationsmöglichkeiten jene Einheitlichkeit, Evidenz und Gewißheit geben könnte, welche die physikalischen und mathematischen Wissenschaften charakterisieren.«⁷

Die Worte Dumas' verweisen auf die Unmöglichkeit der Übersetzung der diffusen und vielfältigen Erscheinungen ins abstrahierende Zeichensystem. Sie verwehren der Erforschung menschlicher Phänomene den Zugang über eine mathematische Kalkültechnik. Erst Ende des 18. Jahrhunderts wendet sich dieser Mangel unter dem Einfluss der Entstehung des Wahrscheinlichkeitsdenkens in ein positives Element der Epistemologie.⁸ Das Kalkül tritt dort auf, wo Zahlen operationalisiert werden: d.h., wenn sich ihr Gebrauch zu einem Regelgeleiteten System zusammenballt. Hier »passiert« die Zahl formale Methoden wie Umformungsanweisungen und Grundregeln und verdichtet sich zum Code, der wiederum den Rang des Wissens maßgeblich beeinflusst.⁹ Unter diesem Vorzeichen widmen sich zahlreiche Verfahren der Verdichtung dem Menschen und seinem Werden und konstituieren diese Phänomene als vorgeblich mess- und berechenbare Forschungsobjekte.

Das Vermessen des Körpers ist freilich keine neue Erscheinung. Bemerkenswert allerdings ist jener Umbruch, der sich im Übergang von proportionalen, relativen Bestimmungsversuchen hin zu statistisch-arithmetischen Erfassungen des Körpers vollzieht. Erst dieser Prozess bewirkt ein zweigeteiltes Wissen, in dem Körperlichkeit und Zahlen als sich konträr gegenüberstehend konzeptionalisiert werden. Während proportionale Vermessungspraktiken dadurch gekennzeichnet sind, dass bestimmte Körperteile zu Anderen bzw. zu einem Ganzen in ein Verhältnis gesetzt werden, sind mit der Verschiebung zu mathematischen und statistischen Messtechniken neue Bezugsgrößen außerhalb des Körpers nötig. Gerade hier verlagert der Vorgang der Abstraktion die erzeugten Zahlzeichen in einen Bereich jenseits von Körperlichkeit. In diesem Prozess werden nicht nur Konzepte von Körper und Geschlecht neu formuliert, sondern – so die These

– auch die Wissensstruktur selbst als geschlechtlich codierte Ordnung verhandelt.

Die hier versammelten Materialien verdeutlichen jene komplexe Zäsur. Im Zentrum stehen proportions- und kunsttheoretische Formulierungen, statistische Erhebungen und anthropometrische Studien des 19. Jahrhunderts, die Zahlzeichen vom, am und um den Körper hervorbringen. Ihnen gemeinsam ist ein erstmals systematisches Interesse am menschlichen Wachstum, das Unmengen an diffusen Daten hervorbringt, die zugleich neu geordnet und strukturiert werden müssen. Die von Vermessung und Berechnung des Körpers generierten Daten werden in bestimmte Körpertypen kanalisiert, die mit dem Argument einer repräsentativen Mitte, Häufigkeit oder Durchschnittlichkeit im Wissen verankert und legitimiert werden. Diese »mittleren« Modelle werden nahezu unmerklich an den Körper zurückgebunden.

Jene Verknüpfung bildet den Startpunkt dieser Studie. Es geht demnach nicht nur um die Betrachtung der Zahl als Maßeinheit von Körperlichkeit, sondern ebenso um jene der Körperlichkeit von Zahlzeichen im Wissenssystem. Auf diese Weise überkreuzt sich die Geschichte des Körpers mit der Geschichte der Zahl und gerät mit ihren Transferprozessen und Beglaubigungsfunktionen in den Blick. Während die Kulturtechniken des Messens, Zählens und Berechnens Daten generieren, sind diese in ihrer Zeichenhaftigkeit zu beschreiben. Als Praktik des Auf- und Bezeichnens werden sie in einen neuen (Kon-)Text überführt und zwischen Faktum und Tatsache verortet. »Konsequenterweise«, schreibt Bruno Latour, »sollte man niemals von Daten (also »Gegebenem«) sprechen, sondern immer von Fakten (also »Gemachtem«).«¹⁰ Dieser Aufforderung nachkommend folge ich den Wegen der Zahl: ihren Prozessen des Werdens und Verwandels zur vermeintlichen Tatsache, Objektivität und Evidenz, aber auch ihren Unstetigkeiten, Beweglichkeiten und Dynamiken sowie ihren Übersetzungs- und Modellfunktionen im Wissen um und mit dem Körper. In diesem spannungsreichen Wechselfeld wird das Zahlenwissen sowohl in seiner

epistemischen Ausprägung als auch in seiner Manifestation durch Zeichen, Ziffer, Text, Bild, Kleidung und Körper beleuchtet. Es geht einerseits um die Analyse von Funktionen und Technologien der Zahl im epistemologischen System und andererseits um ihre Verlinkung zu (außer-)wissenschaftlichen Körperpraktiken.

Damit verschränken sich zwei Forschungsebenen: Zum einen wird danach gefragt, welche Konzepte von Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit über die Techniken des Vermessens und Berechnens hervorgebracht werden. Zum anderen wird umgekehrt in den Blick genommen, wie geschlechtsspe-

⁷C.-L. Dumas zitiert nach Foucault, Michel (1993), S. 111.

⁸Vgl. Foucault, Michel (1993), S. 111ff.

⁹Vgl. Kittler, Friedrich (1998), S. 14.

¹⁰Latour, Bruno (1996), S. 210; vgl. auch Latour, Bruno (2000), S. 22ff.

¹¹Vgl. dazu Harlizius-Klück, Ellen (2004a) oder Trettin, Käthe (1991).

¹²Kant, Immanuel (1930 [1790]), S. 103.

¹³Vgl. Rieger, Stefan (1998), S. 275; siehe auch Schneider, Manfred (1994), S. 314ff.

¹⁴Vgl. Rieger, Stefan (1998), S. 276.

zifische Codierungen in das zahlenbasierte Wissen selbst eingeschrieben werden.¹¹ Die Ausgangshypothese der Arbeit ist, dass sich diese zwei Ebenen wechselseitig bedingen und konstituieren.

Die Praktiken der Vermessung und Verdichtung des Körpers erzeugen zunächst ein arbiträres Zahlenwissen, das neue Ordnungskategorien nötig macht. Das 19. Jahrhundert macht den Entwurf einer »mittleren« Größe in dieser das Wissen strukturierenden Funktion produktiv. Dabei wird das ästhetische Ideal des Mittelmaßes aufgegriffen und über die Techniken des Zählens, Messens und Visualisierens in ein geschlechtlich codiertes Modell des Körpers überführt, das auf konkrete Zahlwerte rekurrieren wird. In seiner *Kritik der Urteilskraft* formuliert Immanuel Kant folgende Idee einer »mittleren Größe«:

»Jemand hat tausend erwachsene Mannespersonen gesehen. Will er nun über die vergleichsweise zu schätzende

Normalgröße urteilen, so läßt (meiner Meinung nach) die Einbildungskraft eine große Zahl der Bilder (vielleicht alle jene tausend) aufeinanderfallen, und, wenn es mir erlaubt ist, hiebei die Analogie der optischen Darstellung anzuwenden, der Raum, wo die meisten sich vereinigen, und innerhalb der Umriss, wo der Platz mit der am schärfsten aufgetragenen Farbe illuminiert ist, da wird die mittlere Größe kenntlich, die sowohl der Höhe als Breite nach von den äußersten Grenzen der größten und kleinsten Staturen gleich weit entfernt ist; und dies ist die Statur für einen schönen Mann. (Man könnte ebendasselbe mechanisch herausbekommen, wenn man alle tausend Maße, ihre Höhen unter sich und Breiten (und Dicken) für sich zusammen addierte, und die Summe durch tausend dividierte. [...] Wenn nun auf ähnliche Art für diesen mittlern Mann der mittlere Kopf, für diesen die mittlere Nase usw. gesucht wird, so ist diese Gestalt die Normalidee des schönen Mannes, in dem Lande, da diese Vergleichung angestellt wird [...].«¹²

Kant verortet dieses Konzept in der menschlichen Einbildungskraft. Als Imaginationsvermögen ist es innerhalb des Körpers situiert und ragt gleichsam als automatische und selbsttätige Handlung bereits nach außen. Den Anknüpfungspunkt bilden zwei Techniken der Datenverarbeitung:¹³ Zum einen schlägt Kant ein visuelles Verfahren

vor, das eintausend Bilder übereinander legt. Diese Form der Veranschaulichung als optische Überblendung wird mit der Kompositfotografie Francis Galtons technische Wirklichkeit werden. Zum anderen weist er das mechanische Messverfahren als statistische Mittelwertbildung aus. Das Messen aller Strecken des männlichen Körpers und die Berechnung der Durchschnitte mache – ziehe man nun beide Verfahren zusammen – die mittlere Form vorstellbar, nämlich dort, wo sie sich als häufigste Mitte abzeichne. Vereinfacht gesagt braucht Kant zweierlei für sein Konzept: die Zahl und das Bild. Die Datenfülle wird zu einer ästhetischen Formel hochgerechnet: dem Mann mit den gemittelten Eigenschaften.¹⁴ Diese Gestalt ist nicht nur Inbegriff des »Schönen«, sondern auch Idee des »Normalen«. Aus der optischen und mathematischen Operation gerinnt jene »Normalgröße«, die als Effekt der Datenverfahren den idealen Typus mit dem männlichen Körper verkoppelt. Was bei Kant eine Fähigkeit der

Einbildungskraft ist, wird im 19. Jahrhundert zu einer Leistung der Technologie. Seine Beschreibungen indizieren einen spannungsreichen Verlaufsbogen, der den Rahmen der vorliegenden Arbeit ausmacht. Er reicht von der mechanisch-metrischen Dimension des Mittelmaßes, die die Proportionsstudien Johann Gottfried Schadows exemplifizieren, über die statistischen Erhebungen der Mittelwerte des Astronomen und Mathematikers Adolphe Quételet bis hin zu der Entwicklung mittlerer und durchschnittlicher Körpergrößen für das entstehende Konfektionsgewerbe. Diese drei Fallstudien bilden das Rückgrat der historischen Erzählung.

Kants ästhetischer Entwurf wird insbesondere von den Proportionstheorien des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts aufgegriffen, die die Idee des »mittleren Menschen« als Inbegriff eines »natürlichen« Ideals wirksam am männlichen Körper installieren.¹⁵ Schadows Formulierungen und Messungen gebrauchen (noch) nicht die Technik der Durchschnittsberechnung, ebenso wenig enthalten sie den Begriff des »Normalen«. Jedoch schließt der Akademiedirektor, Bildhauer und Zeichner an eine lange und weit reichende Tradition an, in der ein anthropometrischer Körperkanon in den verschiedensten Facetten kontrovers diskutiert wurde.¹⁶ Seine Ausführungen scheinen dabei unbeständig zwischen zwei Polen zu liegen. Einerseits sucht er über metrisch-proportionale Beschreibungen die Vielfalt des menschlichen Wachstums auszudrücken. Andererseits werden seine konkreten, vergleichbaren Messdaten zu einem Ideal der »mittleren Gestalt« zusammengezogen, die er gleichsam kanonisch zu etablieren sucht. Als Protagonist eines Naturalisierungsprozesses bestimmt Schadow das ästhetische Musterbild des ausgewachsenen »mittleren Mannes«, der sich als menschlicher Prototyp zwischen künstlerischem und wissenschaftlichem Anspruch bewegt.

Während Schadow noch vornehmlich individuelle, exemplarische Personen und Biografien seinem Meßprozedere unterzieht, kann Adolphe Quételet neben seinen eigenen Messungen auf umfassende, bereits vorhandene Datenmassen, beispielsweise

aus dem Militär, zugreifen. Die eintausend Personen aus Kants Vorstellung treten nun als »reale«, statistische Reihen auf den Plan. Aus dem erhobenen Zahlenmaterial verschiedener körperlicher und sozialer Phänomene, wie beispielsweise Geburt, Tod, Fruchtbarkeit, Alter, Körpergröße, Mut oder Verbrechen, gewinnt Quételet jeweils einen Mittelwert, der zu einem »Normalzustand«¹⁷ schematisiert und in der Kurve der »Normalverteilung« visualisiert wird. Das »Normale« wird hier mit dem Mittleren und Durchschnittlichen über eine Reihe von technischen Formalisierungen auf mathematisch-berechenbarer Grundlage miteinander verschränkt. Quételets Theorem des »homme moyen«, also des »mittleren Menschen«, inkorporiert dabei nicht nur die ideale Größe auf der Verteilungskurve, sondern auch das Prinzip des Messens selbst. In der Verkopplung von Wahrscheinlichkeitstheorie, dem ästhetischen Ideal einer antiken Statue und den statistischen

¹⁵ Vgl. Gerlach, Peter (1984), S. 72.
¹⁶ Diese Tradition kann hier selbstverständlich nicht nachgezeichnet werden. Hierzu siehe u.a. Gerlach, Peter (1990); Panofsky, Erwin (1998); Braunfels, Sigrid (1973); Barta Fliedl, Ilsebill (1992).
¹⁷ Quételet, Adolphe (1838), S. 571.
¹⁸ Vgl. Link, Jürgen (2005), S. 51.
¹⁹ Epistemologisch geht der Begriff des Durchschnitts auf den »Durchmesser« zurück, der im 16. Jahrhundert als Substantivierung des Verbs »durchschneiden« verwendet wird. Im 18. Jahrhundert kommt es innerhalb der Arithmetik zu einer Übertragung der Bedeutung auf den Mittelwert als gemittelte Größe mehrerer Werte: Das Mittel wird gewonnen durch das Zusammenzählen und dann Teilen der Summe durch die Anzahl der Summanden. Vgl. Kluge, Friedrich (2002), S. 223.
²⁰ Vgl. Kraft, Kerstin (1998), S. 48f.
²¹ Z. B. Burg, Jacques (1862) und (1907); Ompteda, Georg Freiherr von (1986); Land, Hans (1905); Vely, Emma (1898).

Messdaten eines Soldatenregiments wird wiederum ein Maßstab am männlichen Körper generiert, der gleichsam die Bezugsgröße für das »Weibliche« abgibt.

Anders als es Kants Zitat nahelegt, endet diese Studie nicht mit der Konstruktion des typischen Verbrechers eines Francis Galtons, sondern mit dem gleichsam als Bild wirkmächtigen Entwurf der Konfektionsgröße. Damit will die Analyse über

die wissenstheoretische Ebene hinausreichen und auch die Rücküberführung solcher ästhetischen Konzepte in eine alltagsrelevante Praktik, jene des Bekleidens, in den Blick nehmen. Erst dieser Forschungsrahmen zeigt sehr deutlich, dass jener Normalisierungsprozess nicht von einer symbolischen Geschlechterordnung zu trennen ist. Während bei Kant die »Normalidee« von einer männlichen Gestalt verkörpert wird, werden gut einhundert Jahre später für die Bekleidungsindustrie geschlechtsspezifisch differente »Normalfiguren« nötig.

Dieser Prozess der Überführung eines Theorems in eine Praktik wird in einem letzten Schritt analysiert. Analog zu Quételets umfassenden anthropometrischen Datensätzen ermitteln Schneiderinnen und Schneider sowie Kleidermacherinnen und Kleidermacher ebenfalls unerschöpflich Messdaten vom Körper, systematisieren diese und setzen sie in zahllosen Maßanleitungen und Schnittmustermodellen um.¹⁸ Der Standardisierungsprozess der Bekleidungsindustrie wird mit diesen zwei Techniken herausgearbeitet: zum einen die der Vermaßung, welche mittels Maßband und Metermaß den Körper in Zahlen zergliedert, und zum anderen jene der Zuschnitte, die sowohl die Grundlage für die Zerteilung des Stoffes als auch die Matrix für deren neue Zusammensetzung bilden. Die Zuschnittkunst erscheint in diesem Sinne wie die materielle Ausprägung der Durchschnittsberechnung.¹⁹ Beide Verfahren gehen auf die Kreisform zurück und werden schlussendlich jene geometrische Basis verlassen, um sich mit einem mathematischen Gerüst auszustatten. Während die immer weiter entwickelte Schnitttechnik ermöglicht, den Körper durch eng anliegende Kleidung sichtbar zu machen,²⁰ scheint sich das mathematische Kalkül des Durchschnitts ebenfalls in verschiedenen Bildern des Typus zu verdichten und zu visualisieren.

So taucht im Kontext der Konfektionsgrößen eine literarische Figur als Verbildlichung der ideal-normalen Maße auf: »Fräulein Gelbsterne«.²¹ In dem ersten überlieferten Größensystem der »bunten Sterne« figurieren daneben mit »Blaustern«, »Doppelgelb«, »Zweigelb« und schließlich »Frau von Weißsterne«

weitere Größen, die in eine Entwicklungslinie von der Jugend bis zum Alter eingepasst sind. Während das wissenstheoretische Fundament der Konfektion am männlichen Sakko entwickelt wird, vollzieht sich die alltagsrelevante Durchsetzung der Konfektionskleidung über die ambivalenten Praktiken der »Vorfürhdamen« und literarischen Erzählungen der »Sterngrößen«. Dem individual-biografischen Ansatz des »mittleren Mannes« – gedacht als menschlichen Prototyp im ästhetischen Diskurs bei Schadow oder im statistischen Diskurs bei Quételet – stünde damit die Konzeption eines »Durchschnittsfräuleins« gegenüber, die als normal-idealer Typ gleichsam die Facetten des »Anderen«, beispielsweise Züge der Prostituierten, vereint. Die Rückführung von wissenstheoretischen Konzepten an den Körper scheint dabei eine Geschlechterordnung aufzurufen, die Körperlichkeit durch »Weiblichkeit« symbolisiert. Dieses spannungsreiche Wechselspiel des Wissens in den Figurationen des Mittleren, Durchschnittlichen und Typischen und deren geschlechtlichen Codierungen sind Thema der vorliegenden Arbeit. Das formalisierte Wissen bringt – so die These – nicht nur Datenmassen, sondern zugleich die Kategorie des Typus hervor, der auf die Ordnung einer Zweiteilung symbolisch rekurriert: einerseits in der wechselseitigen Konstitution des »Typus« und des »Anderen« und andererseits in der dualen Verortung von »Weiblichkeit« und »Männlichkeit« im epistemischen System. Die Zahl als Kalkül durchquert jenes komplexe Wissensfeld mit den Operationen der Linearisierung, Periodisierung und Serialisierung einerseits als strukturierende und stabilisierende Instanz, andererseits aber bringt sie zugleich neue Paradoxien hervor. Die vorliegende Forschungsarbeit zielt nicht nur auf die auf den ersten Blick einleuchtende Verfestigung und Konstitution bestimmter Typen durch jene numerischen und mathematischen Wissensproduktionen, sondern sucht zugleich ihr diffuses Gefüge und das Hervorbringen von Diversität, Emanzipation und Widerständigkeiten einzufangen. So scheinen die Bewegungen und Beweglichkeiten der Zahl in ihren Konzeptionalisierungen des mittleren und durchschnittlichen Wertes stets zwischen mehreren Polen – wie etwa der Standardisierung und Individualisierung oder der Normierung und Aneignung – zu changieren.